

greift, wendet sich der Versuch der Umgestaltung gegen sie selbst; ihr Scheitern entzieht ihnen den Boden der Legitimität; so strampeln sie im Leeren, und alle können es sehen; ihr Sturz steht unmittelbar bevor. Die Operation entpuppt sich erst im Moment ihres Scheiterns als das, was sie ist.

4. Der von Argentinien ausgehende Slogan »*Que se vayan todos!*« lehrte die führenden Köpfe in aller Welt sehr wohl das Zittern. In unzähligen Sprachen haben wir in den letzten Jahren unseren Wunsch nach *Absetzung* der herrschenden Macht herausgeschrien. Erstaunlich genug, dass das in mehreren Fällen gelungen ist. Doch wie schwach auch immer die Regierungen sind, die auf solche »Revolutionen« folgten, der zweite Teil des Slogans »*Y que no quede ni uno!*« – »Auf dass keiner übrig bleibe!« – ist unbeachtet geblieben. Neue Marionetten haben die vakanten Stellen besetzt. Das eindrucklichste Beispiel dafür ist Ägypten. Tahrir hat Mubarak den Kopf gekostet und die Tamarut-Bewegung den von Mursi. Die Straße forderte jedes Mal die Absetzung, aber ihr fehlte die Kraft, sie zu organisieren, sodass es die bereits organisierten Kräfte – die Muslimbrüder und die Armee – waren, die diese Absetzung usurpierten und sie zu ihrem Vorteil vollendeten. Eine Bewegung, die fordert, ist einer Kraft, die *handelt*, immer unterlegen. Bewundernswert ist, nebenbei, wie austauschbar im Grunde die Rolle des Souveräns und die des »Terroristen« sind, wie schnell man vom Regierungssitz in die Verliese der Gefängnisse wandern kann und umgekehrt.

Die Aufständischen von gestern klagen dann meist: »Die Revolution ist verraten worden. Dafür sind wir nicht gestorben, dass eine Übergangsregierung Wahlen ausruft und dann eine Verfassunggebende Versammlung eine neue Verfassung ausarbeitet, die die Modalitäten von Neuwahlen vorgibt, aus denen eine neue Regierung hervorgeht, die fast identisch ist mit der vorigen. Wir wollten, dass das Leben sich ändert, aber nichts oder nur sehr wenig hat sich geändert.« Die Radikalen haben in diesem Punkt ihre immergleiche Erklärung parat: dass nämlich das Volk sich selbst regieren soll, statt seine Vertreter zu wählen. Wenn die Revolutionen systematisch verraten werden, dann ist das vielleicht Schicksal; vielleicht ist es aber auch ein Zeichen dafür, dass unsere Vorstellung von Revolution mit gewissen verdeckten Mängeln behaftet ist, die sie zu diesem Schicksal verdammen. Einer dieser Mängel liegt darin, dass wir uns die Revolution noch zu häufig als eine Dialektik von Konstituierendem, d.h. Verfassunggebendem, und Konstituiertem, also Verfasstem, vorstellen. Wir glauben noch an die Mär, jede konstituierte Macht wurzele in einer konstituierenden Macht, der Staat leite sich von der Nation ab wie der absolutistische Monarch von Gott, und hinter der geltenden Verfassung verberge sich dauerhaft eine andere Konstitution, eine sowohl unterschwellige als auch übernatürliche Ordnung, die zumeist stumm ist, aber gelegentlich wie ein Blitz auftaucht. Wir möchten glauben, es genüge, dass »das Volk« sich versammelt, wenn möglich vor dem Parlament, und »Ihr vertretet uns nicht!« schreit, damit durch simple Epiphanie die konstituierende Macht die

konstituierten Mächte wundersam vertreibt. Diese Fiktion von konstituierender Macht dient in Wirklichkeit nur dazu, den rein politischen, zufälligen Ursprung, den *Gewaltstreich* zu kaschieren, durch den sich jede Macht etabliert. Wer die Macht übernommen hat, projiziert nachträglich auf das nunmehr kontrollierte gesellschaftliche Ganze den Ursprung seiner Macht und bringt dieses derart *in seinem eigenen Namen* rechtmäßig zum Schweigen. So vollbringt man regelmäßig die Heldentat, im Namen des Volkes auf das Volk zu schießen. Die konstituierende Macht ist das Lichtkleid, in das sich der stets schmutzige Ursprung der Macht hüllt, der Schleier, der hypnotisiert und alle glauben macht, die konstituierte Macht stelle wesentlich viel mehr dar, als sie in Wirklichkeit ist.

Wer sich, wie Antonio Negri, anbietet, »die Revolution zu lenken«, sieht überall, von den Aufständen in den Vororten bis zu den Erhebungen in der arabischen Welt, nur »verfassunggebende Kämpfe«. Ein Madrider Negri-Anhänger und Befürworter eines hypothetischen »verfassunggebenden Prozesses«, der aus der Bewegung der Plätze hervorgehen soll, wagt sogar, zur Gründung der »Partei der Demokratie«, der »Partei der 99%« aufzurufen, um »eine neue, demokratische Verfassung hervorzubringen, die ebenso ›beliebig‹, ebenso nichtrepräsentativ, ebenso postideologisch sein soll wie es 15M war«. Diese Art von Verirrung ist für uns eher Anlass, die Idee der Revolution als *bloße Absetzung* zu überdenken.

Eine Macht zu instituierten oder zu konstituieren heißt, ihr eine Basis, eine Grundlage, eine Legitimität zu verleihen. Für

einen Wirtschafts-, Rechts- oder Polizeiapparat heißt es, seine gebrechliche Existenz auf einer Ebene zu festigen, die über ihm steht, in einer Transzendenz, die ihn unerreichbar machen soll. Was nie etwas anderes ist als eine räumlich festzumachende, spezifische Teilentität, erhebt sich durch diesen Vorgang auf eine andere Stufe, von der aus dann vorgeblich alles umfasst wird; eine Macht wird als Konstituiertes zur Ordnung ohne Äußeres, zur Existenz ohne Gegenüber, die nur unterwerfen oder vernichten kann. Die Dialektik von Konstituierendem und Konstituiertem verleiht dem, was stets nur zufällige politische Form ist, höheren Sinn. So wird die Republik zum universellen Zeichen einer unhinterfragbaren, ewigen menschlichen Natur oder das Kalifat zum einzigen Heim der Gemeinschaft. Die konstituierende Macht ernennt diesen ungeheuerlichen Zauber, der den Staat zu dem macht, der, weil auf Vernunft gegründet, nie unrecht hat, der keine Feinde kennt, da Widerstand leisten heißt, ein Verbrecher zu sein; der alles machen kann, da er ehrlos ist.

Um die Macht abzusetzen, genügt es also nicht, sie auf den Straßen zu besiegen, ihren Apparat zu zerschlagen, ihre Symbole zu verbrennen. Die Macht abzusetzen heißt, ihr ihre Grundlagen zu entziehen. Genau das tun Aufstände. In ihnen erscheint das Konstituierte, wie es ist, in seinen tausend ungelenken oder aber effizienten, plumpen oder aber ausgeklügelten Manövern. »Der Kaiser ist nackt«, heißt es dann, da der Schleier des Konstituierenden zerrissen ist und alle durchsehen. Die Macht abzusetzen, bedeutet, ihr die Legitimität zu entziehen, sie so weit zu bringen, dass sie zu

ihrer Willkürlichkeit steht, ihre Zufälligkeit enthüllt. Es bedeutet zu zeigen, dass sie sich nur in einer bestimmten Situation durch die von ihr angewandten Kriegslisten, Verfahren und Schwindeleien hält – es bedeutet, aus der Macht eine vorübergehende Konstellation der Dinge zu machen, die wie so viele andere kämpfen und tricksen muss, um zu überleben. Es bedeutet, die Regierung zu zwingen, sich auf das Niveau der Aufständischen herabzulassen, die nicht mehr »Monster«, »Kriminelle« oder »Terroristen« sein können, sondern nur noch Gegner. Die Polizei zu zwingen, nichts als eine Gangsterbande, und das Gerichtswesen, eine kriminelle Vereinigung zu sein. Im Aufstand ist die herrschende Macht nur noch eine Kraft neben anderen auf der Ebene des gemeinsamen Kampfs und nicht mehr jene Metakraft, die alle Gewalten beherrscht, befiehlt und verurteilt. Alle Dreckskerle haben eine Adresse. Die Macht abzusetzen bedeutet, sie auf den Erdboden zurückzuholen.

Wie auch immer die Konfrontation auf den Straßen ausgeht, der Aufstand hat seit jeher das dichte Gewebe an Überzeugungen zerrissen, das der Regierung erlaubt, ihre Rolle auszuüben. Deshalb verlieren jene, die es eilig haben, den Aufstand zu begraben, keine Zeit damit, das zerbröselte Fundament einer bereits nicht mehr vorhandenen Legitimität zu kitten. Sie versuchen im Gegenteil, der Bewegung selbst einen neuen Anspruch auf Legitimität zu verleihen, das heißt einen neuen Anspruch darauf, sich als vernunftbegründet auszugeben und die strategische Ebene zu dominieren, auf der sich die verschiedenen Kräfte gegenüberstehen. Die Legitimität »des Volks«, »der Unterdrückten« oder der

»99%« ist das trojanische Pferd, durch das man der im Aufstand durchgesetzten Absetzung wieder konstituierenden Charakter verleiht. Es ist die sicherste Methode, einen Aufstand kaputt zu machen – eine, die nicht einmal erforderlich macht, dass er auf der Straße besiegt wird. Um die Absetzung irreversibel zu machen, müssen wir also damit beginnen, *auf unsere eigene Legitimität* zu verzichten. Wir müssen die Vorstellung aufgeben, dass man Revolution im Namen von etwas macht und es eine wesensmäßig gerechte, unschuldige Entität gäbe, die zu vertreten die revolutionären Kräfte bemüht wären. Man holt die Macht nicht auf den Erdboden zurück, um sich selbst in den Himmel zu heben.

Um die spezifische Form von Macht unserer Epoche abzusetzen, muss zuerst die Evidenz, gemäß der Menschen *regiert werden müssen*, sei es demokratisch durch sich selbst oder hierarchisch durch andere, wieder als die Hypothese angesehen werden, die sie ist. Diese implizite Annahme reicht mindestens auf die Geburt der Politik im antiken Griechenland zurück – und sie übt eine solche Macht aus, dass selbst die Zapatisten ihre »autonomen Gemeinden« in Form von »Räten der guten Regierung« gestalteten. Man hat es hier mit einer verortbaren Anthropologie zu tun, die man beim individualistischen Anarchisten, der auf volle Befriedigung seiner eigenen Leidenschaften und Bedürfnisse hofft, ebenso antrifft wie bei scheinbar pessimistischeren Auffassungen vom Menschen als gieriger Bestie, der nur von einer verbindlichen Macht daran gehindert werden kann, seinen Nächsten zu verschlingen. Machiavelli, der den Menschen als »undankbar, wankelmütig, verstellt, feig in der

Gefahr und begierig auf Gewinn« sieht, ist in diesem Punkt einig mit den Gründervätern der amerikanischen Demokratie: »Wenn man eine Regierung errichtet, muss man vom Grundsatz ausgehen, dass der Mensch ein Schelm ist«, postulierte Hamilton. Immer geht man dabei von der Vorstellung aus, die politische Ordnung sei dazu berufen, die mehr oder weniger grausame menschliche Natur zu bändigen, in der das Ich den anderen wie der Welt gegenübersteht und es nur getrennte Körper gibt, die es durch irgendeinen Kunstgriff zusammenzuhalten gilt. Wie Marshall Sahlins gezeigt hat, ist diese Vorstellung von der menschlichen Natur, die durch »die Kultur« gebändigt werden müsse, *eine westliche Illusion*. Sie drückt unser Elend *hier bei uns* aus und nicht das aller Erdenbewohner. »Für den größten Teil der Menschheit ist der Egoismus, den wir gut kennen, nicht natürlich im normativen Sinn des Wortes: Er wird als eine Form von Wahnsinn oder Verhexung betrachtet, als Ursache der Ächtung, der Tötung; zumindest als Zeichen eines Übels, das es zu heilen gilt. Die Habgier ist weniger Ausdruck einer vorgesellschaftlichen menschlichen Natur als eines Mangels an Menschlichkeit.«

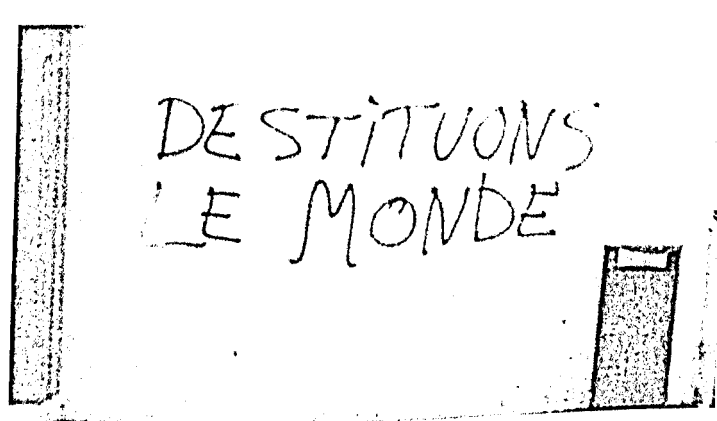
Um die Regierung abzusetzen, genügt es aber nicht, diese Anthropologie und ihren vermeintlichen »Realismus« zu kritisieren. Man muss sie *von Außen her* zu fassen kriegen, eine andere Wahrnehmungsebene bejahen. Denn wir bewegen uns tatsächlich *auf einer anderen Ebene*. Ausgehend vom relativen Äußeren dessen, was wir leben, was wir aufzubauen versuchen, sind wir zur Überzeugung gelangt: Die Frage der Regierung stellt sich nur von einer Leere her,

von einer Leere, die mehrheitlich zuerst *hergestellt* werden musste. Die Macht muss sich weit genug von der Welt gelöst haben, sie muss eine ausreichende Leere um das Individuum oder aber in ihm geschaffen haben, sie muss einen ausreichend verlassenen Raum geschaffen haben, um sich von dort aus fragen zu können, wie all die ungleichen Teile, die nichts mehr miteinander verbindet, zusammenzufügen sind und sich das Getrennte *als Getrenntes* vereinen lässt. Die Macht schafft die Leere. Die Leere ruft nach Macht.

Aus dem Regierungsparadigma herauszukommen, heißt, politisch von der umgekehrten Hypothese auszugehen. Es gibt keine Leere, alles ist bewohnt, wir sind, jede und jeder von uns, Durchgangs- und Knotenpunkt unzähliger Affekte, Nachkommenschaften, Geschichten, Bedeutungen, materieller Flüsse, die über uns hinausreichen. Die Welt umgibt uns nicht, sie durchströmt uns. Was wir bewohnen, bewohnt uns. Was uns umgibt, schafft uns. Wir gehören uns nicht. Wir sind seit jeher in all dem verbreitet, an das wir uns binden. Es geht nicht darum, die Leere zu formen, von der aus wir endlich wieder all das in den Griff bekommen könnten, was uns entgleitet, sondern zu lernen, das besser zu bewohnen, was da ist – das setzt voraus, es wahrnehmen zu können, und das ist für uns blinde Kinder der Demokratie alles andere als einfach. Eine Welt wahrzunehmen, die nicht von Dingen, sondern von Gewalten bewohnt wird, nicht von Subjekten, sondern von Mächten, nicht von Körpern, sondern von Bindungen.

Erst in der Fülle der Lebensformen kommt die Absetzung zu ihrer Vollendung.

Da ist Abzug dann Affirmation, und Affirmation ist Teil des Angriffs.



Lasst uns die Welt absetzen

Mögen 80% der Franzosen noch so sehr beteuern, nichts von der Politik zu erwarten, dem Staat und seinen Institutionen vertrauen doch 80%. Kein Skandal, kein bewiesenes Fehlverhalten, keine persönliche Erfahrung in diesem Land kann den Respekt vor den Institutionen ernsthaft erschüttern. Es sind immer die Menschen, die sie verkörpern, denen Vorwürfe zu machen sind. Fehlverhalten, Missbrauch, Versagen mag es ausnahmsweise geben. Die Institutionen selbst sind, darin der Ideologie ähnlich, dauerhaft geschützt davor, durch Fakten widerlegt zu werden. Der Front national musste nur versprechen, die Institutionen wiederherzustellen, um sich von einer beunruhigenden zur beruhigenden Kraft zu mausern. Das erstaunt kaum. Die Wirklichkeit hat etwas Chaotisches an sich, das die Menschen stabilisieren müssen, indem sie ihr eine Lesbarkeit und damit Vorhersehbarkeit aufzwingen. Jede Institution verschafft gerade diese *arretierte* Lesbarkeit der Wirklichkeit, eine *letzte* Stabilisierung der Phänomene. Die Institution kommt uns deshalb so entgegen, weil die Art der Lesbarkeit, die sie gewährleistet, uns allen, jedem von uns insbesondere erspart, irgendetwas zu *bejahen*, unsere spezifische Lesart des Lebens und der Dinge infrage zu stellen, zusammen ein uns eigenes, gemeinsames Verständnis der Welt zu entwickeln. Das Problem ist, dass der Verzicht darauf schlicht den *Verzicht zu existieren* bedeutet. Es bedeutet, vor dem Leben zu kapitulieren. In Wirklichkeit brauchen wir nicht Institutionen, sondern Formen. Nun ist aber das Leben, ob biologisch, einzigartig oder kollektiv, gerade eine kontinuierliche Schaffung von *Formen*. Es genügt, sie wahrzunch-

men, ihr Entstehen zuzulassen, ihnen einen Platz einzuräumen und ihre Verwandlung zu begleiten. Eine Gewohnheit ist Form. Ein Gedanke ist Form. Eine Freundschaft ist Form. Ein Werk ist Form. Ein Beruf ist Form. Alles, was lebt, ist nur Form und Interaktion von Formen.

Nur befinden wir uns eben in Frankreich, dem Land, das sogar die Revolution institutionalisiert und dieses Missverständnis in alle Welt exportiert hat. Es gibt eine *spezifisch französische* Begeisterung für die Institution, mit der wir abrechnen müssen, wenn wir eines Tages wieder von Revolution sprechen oder gar eine machen wollen. Selbst die liberärste Psychotherapie in Frankreich erachtet es als gut, sich »institutionell« zu nennen; die kritischste Soziologie gab sich den Namen »institutionelle Analyse«. Auch wenn der Grundsatz aus dem antiken Rom stammt, ist der ihn begleitende *Affekt* klar christlich. Die französische Begeisterung für die Institution ist das unverhohlene Symptom der dauerhaften christlichen Durchtränkung eines Landes, das sich davon befreit glaubt. Man darf nicht vergessen, dass der erste moderne Denker der Institution dieser *verrückte* Calvin war, dieses aus der Picardie stammende Vorbild aller Lebensverächter. Die französische Begeisterung für die Institution kommt von einem im eigentlichen Sinn christlichen Argwohn gegenüber dem Leben. Die tiefe Boshaftigkeit des Institutionsgedankens ist, dass sie vorgibt, uns von der Herrschaft der Leidenschaften, von den unkontrollierbaren Wechselfällen der Existenz zu befreien und über den Leidenschaften zu stehen, wo sie doch selbst nur eine Leidenschaft und sicher eine der morbides-ten ist. Die Institution versteht sich als *Heilmittel für die Menschen*, denen man eindeutig nicht trauen kann, ob Volk oder Herrscher, Nachbar, Bruder oder Unbekannter. Bestimmt wird sie immer durch denselben Unsinn von der sündigen Menschheit, die anfällig ist für Verlangen, Egoismus und Lüsternheit und sich davor hüten muss, was auch immer in dieser Welt zu lieben und den eigenen Neigungen, die alle gleichermaßen lasterhaft sind, zu folgen. Es ist nicht seine

Schuld, wenn ein Ökonom wie Frédéric Lordon sich eine Revolution nicht anders denn als neue Institution vorstellen kann. Denn die gesamte Wirtschaftswissenschaft und nicht bloß ihre »institutionalistische« Strömung geht letztlich auf den Heiligen Augustin zurück. Was die Institution durch ihren Namen und ihre Sprache verspricht, ist, dass etwas hier auf Erden die Zeit transzendiert, sich dem unberechenbaren Lauf der Zukunft entzogen, ein wenig an greifbarer Ewigkeit errichtet habe, einen eindeutigen, von menschlichen Bindungen und Situationen losgelösten Sinn – eine Stabilisierung der Welt, so definitiv wie der Tod.

Diese ganze Fata Morgana verflüchtigt sich, wenn eine Revolution ausbricht. Plötzlich stürzt, was ewig schien, zeitlich ein wie ein Brunnen ohne Boden. Was im Herzen der Menschen verwurzelt schien, erweist sich als ein Märchen für Einfaltspinsel. Die Paläste leeren sich und man entdeckt in den ungeordnet zurückgelassenen Papieren des Herrschers, dass er selbst nicht mehr an die Institution geglaubt hat, sofern er dies überhaupt je tat. Denn hinter der Fassade der Institution zeichnet sich immer etwas anderes ab als das, was sie zu sein vorgibt; es ist sogar genau das, wovon sie die Welt angeblich befreit hat: die durch und durch menschliche Komödie des gleichzeitigen Bestehens von Netzwerken, Anhänglichkeiten, Clans, Interessen, Ahnenreihen, ja sogar Dynastien, eine Logik des verbitterten Kampfs um Territorien, Mittel, elende Titel, Einfluss, Geschichten über Sex und Verarschung, alte Freundschaften und geschürte Ge-*hässigkeiten*. Jede Institution ist bis in ihre Vorschriften hinein das Ergebnis intensiver Bastelei – und als Institution die *Negierung dieser Bastelei*. Ihre vorgebliche Starre kaschiert ihren gefräßigen Appetit, sich alles einzuverleiben, was an ihren Rändern besteht und ein bisschen Leben birgt, es zu kontrollieren, zu institutionalisieren. Das universelle Modell jeder Institution ist eigentlich die Kirche. Wie die Kirche offensichtlich nicht zum Ziel hat, die menschliche Herde zum göttlichen Heil zu führen, sondern zeitlich *ihr eigenes Heil* zu

besorgen, ist die vorgebliche Funktion einer Institution nur der Vorwand für ihr Bestehen. Jede Institution spielt ganzjährig die *Legende des Großinquisitors*. Ihr wirkliches Ziel ist es schlicht fortzubestehen. Unnötig zu präzisieren, dass sie Seelen und Körper brechen muss, um das zu erreichen, und das selbst in ihrer eigenen Hierarchie. Man wird nicht Chef, ohne im Grunde genommen am meisten gebrochen zu sein – der König der Gebrochenen. Die Eindämmung der Kriminalität, »die Verteidigung der Gesellschaft« sind nur Vorwand für die Strafinstitution. Wenn ihr das in den Jahrhunderten ihres Bestehens nicht gelungen ist – das Gegenteil ist der Fall – und sie trotzdem bestehen bleibt, dann weil sie ein anderes Ziel verfolgt: nämlich weiterhin zu existieren und wenn möglich zu wachsen, und daher über den Nährboden der Kriminalität zu wachen und die Gesetzesbrüche zu verwalten. Das Ziel der medizinischen Institution ist nicht, sich um die Gesundheit der Leute zu kümmern, sondern Patienten hervorzubringen, die ihre Existenz und die entsprechende Definition von Gesundheit rechtfertigen. Nichts Neues von dieser Seite, seit Ivan Illich und seiner *Nemesis der Medizin*. Es liegt nicht am Scheitern der Gesundheitsinstitutionen, dass wir schließlich in einer durch und durch vergifteten Welt leben, die alle krank macht. Es ist im Gegenteil ihr Triumph. Das offensichtliche Scheitern der Institutionen ist häufig ihre wahre Funktion. Wenn die Schule den Kindern das Lernen verleidet, ist das kein Zufall: Denn mit Kindern, die Spaß am Lernen hätten, würde sie sich fast erübrigen. Desgleichen die Gewerkschaften, deren Ziel offensichtlich nicht die Befreiung der Arbeiter ist, sondern eher das Fortbestehen ihrer Lage. Was würden wohl all die Bürokraten der Gewerkschaftszentralen sagen, wenn die Arbeiter auf die schlechte Idee kämen, sich wirklich zu befreien? Selbstverständlich gibt es in jeder Institution seriöse Leute, die wirklich glauben, dass sie da sind, um ihre Aufgabe zu erfüllen. Es ist aber kein Zufall, wenn ihnen regelmäßig Hindernisse in den Weg gelegt werden, wenn sie mit der Komplizenschaft all der

»Realisten«, die den Mund halten, systematisch ausgegrenzt, bestraft, gemahnt und bald verstoßen werden. Diese Opfer der Entscheide von Institutionen verstehen nur schwer deren doppelzüngige Sprache und was sie in Wirklichkeit von ihnen fordert. Ihr Schicksal ist, darin als Spielverderber, als Aufwiegler behandelt zu werden und sich ewig darüber zu wundern.

Gegen die geringste Möglichkeit einer Revolution in Frankreich wird sich immer die Institution des Ichs und das Ich der Institution finden. In dem Maß, wie »gesellschaftlich« etwas darzustellen sich letztlich immer darauf beschränkt, eine Institution anzuerkennen und ihr die Treue zu halten, in dem Maß, wie erfolgreich zu sein bedeutet, sich dem anzupassen, was einem im Irrgarten des gesellschaftlichen Spiels als Spiegelbild entgegeng gehalten wird, hält die Institution jeden durch das Ich im Griff. All dies könne nicht Bestand haben, wäre viel zu starr, zu wenig dynamisch, wenn die Institution nicht dafür sorgen würde, ihre Unbeweglichkeit zu kompensieren, indem sie ständig auf die sie erschütternden Bewegungen achtet. Es gibt eine perverse Dialektik zwischen Institution und Bewegungen, die von ihrem hartnäckigen Überlebensinstinkt zeugt. Eine so alte, massive, sakrale, seit Jahrhunderten in die Körper und den Geist ihrer Untertanen eingeschriebene Realität wie der französische Staat hätte nicht so lange Bestand haben können, wenn er es nicht verstanden hätte, Kritiker und Revolutionäre auf Schritt und Tritt zu tolerieren, zu beobachten und zu vereinnahmen. Das karnevalistische Ritual der sozialen Bewegungen funktioniert hier wie ein Sicherheitsventil, als Instrument der Verwaltung des Sozialen wie der Erneuerung der Institution. Sie versorgen die Institution mit der Geschmeidigkeit, dem frischen Fleisch und Blut, die sie so bitter nötig hat. Eine Generation um die andere hat es der Staat in seiner großen Weisheit verstanden, jene zu kooptieren, die sich als bereit erwiesen, gekauft zu werden, und jene zu zermalmen, die sich unbeugsam gaben. Nicht umsonst sind so viele der ehemaligen Aktivisten der Studentenbewegung so natürlich in

Ministerämter aufgestiegen. Es sind Leute, die einen Sinn für den Staat haben müssen, das heißt, einen Sinn für die Institution als Maske.

Diesen Kreislauf zu durchbrechen, der mit dem eigenen Protest dem Vorherrschenden Nahrung gibt, einen Bruch zu markieren mit der Fatalität, die Revolutionen dazu verurteilt zu reproduzieren, was sie verjagen, den eisernen Käfig der Konterrevolution aufzubrechen, das ist die Bestimmung der *Destitution* oder *Absetzung*. Das Konzept der Absetzung braucht es, um die revolutionäre Vorstellungswelt von all dem ihr im Weg stehenden alten Verfassungswahn, von all dem trügerischen Erbe der Französischen Revolution zu befreien. Es braucht es, um in der revolutionären Logik selbst einen Schnitt zu machen, im Aufstandsgedanken selbst eine Trennung zu vollziehen. Denn es gibt verfassunggebende Aufstände, jene, die so enden wie bislang jede Revolution: indem sie sich in ihr Gegenteil kehren, jene, die man »im Namen von...« macht – in wessen Namen? Im Namen des Volkes, der Arbeiterklasse oder der Religion, egal. Und es gibt absetzende Aufstände, wie der Mai 1968, der »schleichende Mai« in Italien und viele andere aufständische Kommunen. All dem Schönen, Lebendigen, Unerwarteten zum Trotz ist Nuit debout wie zuvor die Bewegung der Plätze in Spanien und Occupy Wall Street noch dem Reiz des Konstitutionellen erlegen. Was dort spontan inszeniert wurde ist nichts anderes als die alte revolutionäre Dialektik, die vorgibt, den »konstituierten Mächten« die »konstituierende Macht« des in den öffentlichen Raum strömenden Volkes entgegenzusetzen. Nicht umsonst tauchten in den ersten drei Wochen von Nuit debout auf der Place de la République nicht weniger als drei Kommissionen auf, die sich zum Ziel gesetzt hatten, eine neue Verfassung zu schreiben. Was sich hier einmal mehr abspielte, war dieselbe verfassunggebende Diskussion, die *seit* 1792 so erfolgreich aufgeführt wird. Und offenbar langweilt man sich dabei nicht. Es ist ein Nationalsport. Man muss die Inszenierung nicht einmal auffrischen, um sie dem Zeitgeist

anzupassen. Zugegeben, der Gedanke an eine Verfassungsreform bietet den Vorteil, zwei Wünsche gleichzeitig zu erfüllen: den Wunsch, alles zu ändern, und den Wunsch, nichts zu ändern – letztlich sind es nur ein paar symbolische Zeilen, die geändert werden. Solange man über Wörter diskutiert, solange sich die Revolution in der Sprache von Recht und Gesetz ausdrückt, ist der Weg, sie zu neutralisieren, bekannt und abgesteckt.

Wenn aufrichtige Marxisten in einem Gewerkschaftsflyer verkünden: »Wir sind die wahre Macht!«, ist immer dieselbe verfassunggebende Fiktion im Spiel und führt weg von strategischen Überlegungen. Diese alte Logik umgibt eine solche revolutionäre Aura, dass in ihrem Namen die schlimmsten Mystifizierungen als selbstverständliche Tatsachen durchgehen. »Von konstituierender Macht zu sprechen heißt, von Demokratie zu sprechen.« Mit dieser urkomischen Lüge beginnt Toni Negri sein Buch zum Thema, und er ist nicht der Einzige, der wider alle Vernunft solche Dummheiten hinausposaunt. Man muss nur die *Verfassungslehre* von Carl Schmitt aufschlagen, der nicht gerade zu den großen Anhängern der Demokratie zählt, um sich davon zu überzeugen, dass das Gegenteil wahr ist. Die Fiktion der konstituierenden Macht passt genauso gut zur Monarchie wie zur Diktatur. »Im Namen des Volkes«, erinnert dieser hübsche präsidentielle Ausspruch niemanden dunkel an etwas? Leider müssen wir daran erinnern, dass Abbé Sieyes, der Erfinder der verhängnisvollen Unterscheidung zwischen konstituierender und konstituierter Macht, dieses genialen Hokusfokus, nie ein Demokrat war. Sagte er nicht in seiner berühmten Rede vom 7. September 1789: »Indem die Bürger also Repräsentanten für sich bestellen, verzichten sie notwendigerweise darauf, das Gesetz unmittelbar selbst zu machen; sie haben also keinen besonderen Willen mehr geltend zu machen. [...] Würden sie die Willensentscheidungen vorschreiben, so gäbe es diesen repräsentativen Staat [Frankreich] nicht mehr; sondern wir hätten einen demokratischen Staat. [...] In einem Lande,

das keine Demokratie ist (und Frankreich dürfte schwerlich eine sein), kann das Volk – ich wiederhole es – nicht anders als durch Stellvertreter sprechen und handeln.« Während von »konstituierender Macht« zu reden also nicht unbedingt bedeutet, von »Demokratie« zu reden, führen beide Begriffe die Revolutionen immer in eine Sackgasse.

Destituere bedeutet auf Lateinisch: irgendwo hinstellen, von sich wegstellen; allein lassen; im Stich lassen; betrügen, hintergehen. Wo die konstituierende Logik auf einen Machtapparat prallt, über den sie die Kontrolle erringen möchte, ist die destituierende Macht eher darum bemüht, ihm zu entkommen und ihm in dem Maß, wie sie an Einfluss auf die Welt gewinnt, die sie im Absichts formt, jede Macht über sich zu entziehen. Die ihr eigene Geste ist *der Ausstieg*, wie die konstituierende Geste die der Erstürmung ist. In einer destituierenden Logik gilt der Kampf gegen Staat und Kapital zuerst dem Ausstieg aus der kapitalistischen Normalität, die dort gelebt wird, der Desertion aus den beschissenen Beziehungen zu sich, zu den anderen und zur Welt, die darin erfahren werden. Wo sich also die Konstituierenden in ein dialektisches Verhältnis des Kampfs mit dem Vorherrschenden begeben, um sich seiner zu bemächtigen, gehorcht die destituierende Logik der vitalen Notwendigkeit, *sich davon zu lösen*. Sie verzichtet nicht auf den Kampf, sie *heftet sich an seine positive Kraft*. Sie richtet sich nicht nach den Bewegungen des Gegners, sondern nach dem, was für den Ausbau der eigenen Stärke erforderlich ist. Kritik ist also nicht ihr Ding: »Denn entweder man geht sofort, ohne die Zeit zum Kritisieren zu verlieren, schlicht weil man sich woanders befindet als in der Gegend des Gegners, oder man kritisiert, behält einen Fuß drinnen, während der andere draußen ist. Man muss herausspringen und darauf herumtanzen«, wie Jean-François Lyotard, die Geste des *Anti-Ödipus* von Deleuze und Guattari begrüßend, erklärte. Deleuze machte übrigens folgende Bemerkung: »Im Großen und Ganzen ist ein Marxist an dem Argument zu erkennen, eine Gesellschaft sei wider-

sprüchlich, bestimmt durch ihre Widersprüche, vornehmlich die Klassenwidersprüche. Wir dagegen sagen, dass innerhalb einer Gesellschaft alles flieht, dass eine Gesellschaft sich anhand ihrer Fluchtlinien bestimmt [...]. Fliehen, ja, doch im Fliehen nach einer Waffe suchen.« Es geht nicht darum, *für* den Kommunismus zu kämpfen. Was zählt, ist der Kommunismus, der *im Kampf selbst* gelebt wird. Die eigentliche Ergiebigkeit einer Aktion liegt in ihr selbst. Das bedeutet nicht, dass für uns die Frage irrelevant wäre, ob eine Aktion eine feststellbare Wirkung hat. Es bedeutet, dass die Wirkmacht einer Aktion nicht in ihren Ergebnissen liegt, sondern in dem, was in ihr unmittelbar zum Ausdruck kommt. Was auf der alleinigen Grundlage von Anstrengung aufgebaut wird, bricht am Ende immer vor Erschöpfung zusammen. Die Operation, mit der die Demospitze den prozessionsartigen Ablauf der Gewerkschaftsdemo konfrontierte, war eine typische destituierende Operation. Durch die vitale Freude, die sie vermittelte, durch die Angemessenheit ihrer Geste, durch ihre Entschlossenheit, durch ihren bejahenden wie offensiven Charakter zog die Demospitze alles an, was an Lebendigem in den Reihen der Aktivisten verblieben war, und setzte die Demonstration als Institution ab. Nicht, indem sie den restlichen Demozug kritisierte, sondern indem sie anders als nur symbolisch davon Gebrauch machte, die Straße zu erobern. Sich den Institutionen zu entziehen bedeutet überhaupt nicht, ein Vakuum zu hinterlassen, sondern diese *positiv* zu erstickern.

Destitution bedeutet nicht in erster Linie, die Institution anzugreifen, sondern das bestehende Bedürfnis nach ihr anzugreifen. Es bedeutet nicht, sie zu kritisieren – die ersten Kritiker des Staates sind die Beamten selbst; während die Aktivisten den Staat umso mehr herbeiwünschen und ihren Wunsch verkennen, je mehr sie ihn kritisieren. Es heißt vielmehr, sich zu Herzen zu nehmen, was die Institution außerhalb ihrer selbst tun sollte. Die Universität abzusetzen, heißt, fern von ihr lebendigere und anspruchsvollere Orte

der Forschung, der Bildung und des Denkens zu errichten, als sie einer ist – was nicht schwer ist –; es heißt zu erleben, wie die letzten entschiedenen Geister, der akademischen Zombies überdrüssig, dorthin strömen, und ihr erst dann den Gnadenstoß zu geben. Die Justiz abzusetzen heißt, dass wir selbst lernen, unsere Streitfälle beizulegen, dass wir methodisch vorgehen, sie in ihrer Befugnis, Urteile zu fällen, lahmlegen und ihre Handlanger aus unseren Leben verjagen. Die Medizin abzusetzen heißt, zu wissen, was gut für uns ist und was uns krank macht, der Institution die faszinierenden Kenntnisse zu entreißen, die dort unter dem Deckel gehalten werden, und nie mehr allein im Krankenhaus zu sein, den Körper der künstlerischen Souveränität eines herablassenden Chirurgen ausgeliefert. Die Regierung abzusetzen heißt, sich unregierbar zu machen. Wer spricht von Siegen? Überstehn ist alles.

Die destituierende Geste *widersetzt* sich nicht der Institution, führt keinen frontalen Kampf gegen sie, sondern neutralisiert sie, entleert sie ihrer Substanz, macht einen Schritt zur Seite und schaut zu, wie sie ihr Leben aushaucht. Ein gutes Beispiel für den indirekten Charakter der Aktion einer destituierenden Macht ist, wie die damals regierende Sozialistische Partei im Sommer 2016 dazu gebracht wurde, ihre jährliche Sommeruniversität in Nantes abzusagen. In Nantes konstituierte sich im Juni in der Versammlung »Entert das Schiff!«, wozu die Demospitze während des Konflikts den ganzen Frühling lang nicht in der Lage war: Die heterogenen Bestandteile des Protestes konnten dazu gebracht werden, sich zu begegnen und über die begrenzte Zeit der Bewegung hinaus gemeinsam zu organisieren. Gewerkschafter, Nuit-Debout-Leute, Studierende, ZADisten, Schüler, Rentner, Vereinsmenschen und andere Kulturschaffende begannen, der Sozialistischen Partei das Empfangskomitee vorzubereiten, das sie verdient hat. Die Regierung musste befürchten, dass hier auf überlegener Organisationsstufe die kleine destituierende Macht wiederauferstehen könnte, die ihr den ganzen

Frühling lang das Leben schwer gemacht hatte. Dem Zusammenspiel von Gewerkschaftszentralen, Polizei und Sommerferien wäre es nicht gelungen, den Konflikt zu begraben. Daraufhin machte die Sozialistische Partei einen Rückzieher und verzichtete angesichts der Bedrohung, die von der Positivität der Versammlung »Entert das Schiff« in ihrer Verbundenheit und Entschlossenheit ausging, auf die Konfrontation. Genau so ist es die Macht der Verbundenheit mit dem ZAD-Gebiet, die dieses beschützt, und nicht seine militärische Stärke. Die schönsten destituierenden Erfolge sind oft diejenigen, wo der Kampf schlicht nie stattgefunden hat.

Fernand Deligny sagte: »Um gegen die Sprache und die Institution zu kämpfen, muss in Wirklichkeit weniger gegen etwas gekämpft werden, sondern man muss möglichst viel Distanz wahren, auch wenn man so seine Position verrät. Warum sollten wir uns mit dem Rücken zur Wand stellen? Unser Plan ist nicht, den Platz zu besetzen.« Deligny war zweifellos das, was Toni Negri als »Destituierer« verabscheut. Stellt man fest, wohin die konstituierende Logik führt, soziale Bewegungen mit einer Partei zu verknüpfen, die an die Macht will, muss die Destitution die richtige Entscheidung sein. So konnte man in den letzten Jahren miterleben, wie Syriza, diese »aus der Bewegung der Plätze« hervorgegangene Gruppierung, zum idealen Vermittler der Sparpolitik der Europäischen Union wurde. Was Podemos betrifft, durften alle die durchschlagende Neuigkeit erfahren, dass zwischen ihrer Nummer 1 und ihrer Nummer 2 ein Streit um die Kontrolle ihres Apparats entbrannt ist. Unvergesslich auch die berührende Rede von Pablo Iglesias im Wahlkampf vom Juni 2016: »Wir sind die politische Kraft von Recht und Ordnung. [...] Wir sind stolz darauf, von »Heimat« zu sprechen. [...] Denn die Heimat hat Institutionen, die den Kindern erlauben, ins Theater und in die Schule zu gehen. Deshalb sind wir Anhänger der Institution, Anhänger des Gesetzes, denn die einfachen Leute haben nur Gesetz und Recht.« Oder diese erhellende Tirade im März 2015 in

Andalusien: »Ich möchte eine Würdigung aussprechen. Es leben die demokratischen Armeeangehörigen! Es lebe die Guardia Civil, ihre Polizisten, die die Korrupten in Handschellen legen.« Die jüngsten jämmerlichen Politintrigen, die mittlerweile das Podemos-Leben prägen, entlockten manchen Mitgliedern die bittere Feststellung: »Sie wollten die Macht übernehmen, aber die Macht hat sie übernommen.« Die »Bürgerbewegungen«, die »die Macht besetzen« wollten, indem sie beispielsweise die Stadtverwaltung von Barcelona an sich rissen, sind mittlerweile so weit, ihren alten Freunden aus den Besetzungen anzuvertrauen, was sie öffentlich noch nicht zugeben können: Indem sie in die Institutionen marschierten, haben sie »die Macht erobert«, aber von dort aus *können sie nichts ausrichten* – außer ein paar Hotelprojekte zum Scheitern zu bringen, ein oder zwei Besetzungen zu legalisieren und mit viel Pomp die Pariser Bürgermeisterin Anne Hidalgo zu empfangen.

Die Destitution erlaubt zu überdenken, was man unter Revolution zu verstehen hat. Das traditionelle revolutionäre Programm beinhaltete, sich die Welt wieder anzueignen, die Eigentümer zu enteignen, sich gewaltsam anzueignen, was uns gehört, uns aber genommen wurde. Nur hat sich das Kapital halt jeden Details und jeder Dimension der Existenz bemächtigt. Es hat eine Welt nach seinem Bilde erschaffen. Aus der Ausbeutung der bestehenden Lebensformen ist ein Gesamtuniversum geworden. Es hat nach seinem Gutdünken konfiguriert, ausgestattet und begehrenswert gemacht, wie gesprochen, gedacht, gegessen, gearbeitet und in den Urlaub gefahren, gehorcht und rebelliert wird. Damit hat es den Anteil dessen, was man sich in dieser Welt wiederaneignen wollen könnte, ziemlich reduziert. Wer will sich schon Atomkraftwerke, die Amazon-Lager, die Autobahnen, die Werbeagenturen, die Hochgeschwindigkeitszüge, die Dassault-Gruppe, das Défense-Quartier, die Treuhandgesellschaften, die Nanotechnologien, die Supermärkte und ihre vergifteten Waren wiederaneignen? Wer hat wirklich vor, sich einen

industriellen Landwirtschaftsbetrieb, auf dem ein Einzelner am Steuer seines satellitengesteuerten Megatraktors 400 Hektar erodierter Böden bewirtschaftet, von unten wiederanzueignen? Niemand, der noch bei Sinnen ist. Was den Revolutionären die Aufgabe verkompliziert, ist, dass auch hier die alte konstituierende Geste nicht mehr klappt. Sodass diejenigen, die sie am verzweifeltsten und hartnäckigsten hinüberretten wollten, nun einen anderen Ausweg gefunden haben, auf den sie voll setzen: Um den Kapitalismus zu überwinden, genügt es, sich das Geld selbst anzueignen! Ein Negrist leitet aus dem Konflikt vom Frühling 2016 ab: »Unser Ziel ist Folgendes: Umwandlung des Kommandogeldes, das aus den Hähnen der EZB fließt, in Geld als Geld, in bedingungsloses Grundeinkommen! Das Steuerparadies wieder auf die Erde runterholen, die Zitadellen der Offshore-Finanz angreifen, liquide Rentendepots konfiszieren, allen einen Zugangsschlüssel zur Nutzung der Warenwelt garantieren – der Welt, in der wir tatsächlich leben, ob uns dies gefällt oder nicht. Der einzige Universalismus, den wir lieben, ist jener des Geldes! Wer an die Macht will, übernehme zuerst das Geld! Wer die *Commons* der Gegenmacht einrichten will, garantiere zuerst die materiellen Bedingungen, unter denen diese Gegenmächte tatsächlich aufgebaut werden können! Wer den destituierenden Exodus will, berücksichtige die dem Besitz von Geld inhärenten objektiven Möglichkeiten, sich der Produktion der herrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse zu entziehen! Wer den unbefristeten Generalstreik will, denke an die Spielräume an Lohnautonomie, die durch ein dieses Namens würdiges vergesellschaftetes Einkommen eingeräumt werden. Wer den Aufstand der Untergebenen will, vergesse nicht das mächtige Befreiungsversprechen, das in der Losung »Nehmen wir uns das Geld!« enthalten ist.« Dem an seiner geistigen Gesundheit gelegenen Revolutionär bleibt nur übrig, die konstituierende Logik und deren imaginäre Geldflüsse hinter sich zu lassen, statt zu solchen diskursiven Höhenflügen anzusetzen.

Die revolutionäre Geste besteht unterdessen also nicht mehr in einer schlichten gewaltsamen Aneignung der Welt, sondern aus zweierlei: Einerseits gilt es, Welten aufzubauen, abseits des Vorherrschenden Lebensformen wachsen zu lassen, die auch wiederverwerten, was beim gegenwärtigen Stand der Dinge wiederverwertet werden kann, und andererseits die Welt des Kapitals anzugreifen, schlicht zu zerstören. Eine doppelte Geste, die noch einmal zweierlei beinhaltet: Selbstverständlich behalten die Welten, die wir aufbauen, ihre Distanz zum Kapital nur durch ihr Einverständnis damit, dieses anzugreifen und sich gegen dieses zu verschwören; und selbstverständlich blieben die Angriffe, wenn sie im Kern nicht eine andere gelebte Vorstellung von Welt beinhalten würden, ohne reale Wirkung und würden sich in sterilem Aktivismus erschöpfen. In der Zerstörung bildet sich das Einverständnis, von dem aus sich das bildet, was der Zerstörung Sinn verleiht. Und umgekehrt. Nur von einem absetzenden, destituierenden Standpunkt aus kann erfasst werden, was an unglaublich Konstruktivem im Kaputtmachen liegt. Ansonsten würde man nicht verstehen, wie ein ganzer Abschnitt der Gewerkschaftsdemonstration applaudieren und singen konnte, als endlich die Glasscheibe eines Autohauses nachgab und zerbarst oder städtische Einrichtungen in Stücke geschlagen wurden. Oder dass es einer aus 10 000 Menschen bestehenden Demospitze so natürlich erscheint, eine ganze Demoroute entlang alles zu zerschlagen, was es verdient, zerschlagen zu werden, und sogar ein bisschen mehr, wie dies am 14. Juni 2016 in Paris der Fall war. Oder dass die ganze eingespielte, normalerweise so gut greifende Rhetorik des Regierungsapparats gegen die Randalierer ständig ins Leere lief, ohne irgendwen zu überzeugen. Der Bruch ist unter anderem als eine öffentlich geführte Diskussion über die Eigentumsfrage zu verstehen. Man muss den böswilligen Vorwurf, »sie zerstören, was ihnen nicht gehört«, umkehren. Wie sollte man etwas zerstören können, wenn man die Sache im Augenblick des Zerstörens nicht in den Händen halten, in gewissem Sinn

also besitzen würde? Heißt es nicht im Zivilgesetzbuch: »Für bewegliche Sachen gilt, dass ihr Besitz einen Rechtsanspruch begründet.« Derjenige, der etwas zerstört, gibt sich nicht einem Akt der Negation, sondern einem der paradoxen, kontraintuitiven Bejahung hin. Entgegen dem, was offenkundig erscheint, bejaht er: »Das gehört uns!« Die Zerstörung ist demnach Bejahung, ist Aneignung. Sie offenbart das Problematische der Eigentumsordnung, die unterdessen alles bestimmt. Oder eröffnet zumindest eine Diskussion über diesen heiklen Punkt. Und es gibt kaum eine andere Art, ihn anzupacken, als diese, so schnell ist man gewillt, sie wieder zu beenden, sobald sie friedlich begonnen wird. Niemandem ist im Übrigen entgangen, welche göttliche Einlage im Zerfallsprozess der öffentlichen Debatte der Konflikt vom Frühling 2016 war.

Nur eine Bejahung der Gewalt ist in der Lage, das Zerstörungswerk zu vollenden. Die destituierende Geste ist also Desertion und Angriff, Erarbeitung und Plünderung, und all dies in *ein und derselben Geste*. Sie widersetzt sich gleichermaßen der anerkannten Logik der Alternative und des Aktivismus. Dabei kommt zum Tragen, dass sich der längerfristige Rhythmus des Aufbaus mit dem stoßweisen Rhythmus der Intervention, die Bereitschaft, unser Stück Welt zu genießen, mit der Bereitschaft, es aufs Spiel zu setzen, verbindet. Mit der Risikofreude schwinden die Gründe zu leben. Der Komfort, der die Wahrnehmungen abstumpft, der die Wörter, die er ihres Sinnes entleert, nur wiederkaut und lieber von nichts weiß, ist ihr wirklicher Feind, ihr *innerer* Feind. Hier kann es nicht um einen neuen Gesellschaftsvertrag gehen, sondern um eine neue strategische Zusammensetzung der Welten.

Der Kommunismus ist die wirkliche Bewegung, die den bestehenden Stand der Dinge absetzt.